

zudem die politischen Rechte der Frauen werden geschickt verzahnt. Eingeordnet werden auch das Engagement der porträtierten Frauen für die Professionalisierung des Berufes und ihr journalistischer Stil, so heißt es über Ann Tizia Leitich (1891-1976): „Ihre Artikel wie ihre ersten Romane waren geprägt von der ‚Neuen Sachlichkeit‘, einer Gesellschaftsbeobachtung, in der die Elemente der Reportage und der erzählenden Fiktion verbunden wurden.“

Ein besonderer Gewinn für die Geschichtswissenschaft ist das Resümee Wischermanns und Klaus': Die Bündelung der Erkenntnisse zu den porträtierten Frauen unter den vier Faktoren Herkunft und Bildung, Verhältnis von Geschlechtlichkeit und Profession, berufliches Selbstverständnis der Medienfrauen sowie innovative thematische und stilistische Beiträge zum Journalismus liefern eine hervorragende Folie für zukünftige wissenschaftliche Arbeiten zur Geschichte der Journalistinnen. Sie arbeiten einige Kriterien auf der Grundlage ihrer Fallbeispiele heraus, die für die weitere Auseinandersetzung mit der weiblichen Berufsgeschichte des Journalismus nützlich sind: unter anderem das hohe Bildungsniveau, finanziell gesicherte Lebensverhältnisse vor dem Berufseintritt, die Verwendung männlicher oder geschlechtsneutraler Pseudonyme, Journalismus als „Geldjob“ für Schriftstellerinnen, eine starke kosmopolitische Ausrichtung, die Befassung mit dem Thema Frauen. Die Autorinnen verallgemeinern ihre Analysen auch an dieser Stelle nicht, sondern verweisen auf die Notwendigkeit von Differenzierung und vertiefenden Einzelstudien.

Die hier zitierte Conclusio der Autorinnen liefert eine neue Perspektive auf das Thema und soll zudem neugierig machen auf die Lektüre von *Journalistinnen*: „Die Vorstellung, dass zunächst nur wenige Frauen in den Ecken und Nischen des Journalismus zugelassen waren, dann aber kontinuierlich in das Zentrum des Berufes vorrückten, ist irreführend ...“. Nicht nur diese Aussage ist ein wichtiger Impuls für die Forschung über Frauen, die die Öffentlichkeit über Jahrhunderte so stark prägten.

Nea Matzen

Florian Kreuzter

Ausgänge aus der „Frauen-Falle“?

Die Un-Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Bild-Text-Diskurs

(unter Mitarbeit von Maren Albrecht)

Bielefeld: transcript, 2013. – 272 S.

(Critical Media Studies; 22)

ISBN 978-3-8376-2471-7

Die Diskussion über die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf hat im Zuge der öffentlich kontrovers geführten Debatten über Frauen in Führungspositionen, Kita-Ausbau und Betreuungsgeld in den letzten Jahren hohe Aufmerksamkeit erfahren. Florian Kreuzter hat den Bild-Text-Diskurs in den Medien nun in seiner Studie „Ausgänge aus der ‚Frauen-Falle‘?“, die in der Reihe Critical Media Studies erschienen ist, einer kritischen Analyse und Reflexion unterzogen. Ausgangspunkt und Einleitung in das Thema stellt die kritische Auseinandersetzung mit der zentralen Metapher dieses Diskurses dar, der „Frauen-Falle“, deren Semantik, wie der Verfasser überzeugend re- und dekonstruiert, „eine Rationalitätsfiktion und eine Ideologie der freien Wahl“ erzeugt. Das Erkenntnisinteresse der Studie gilt all jenen Images im Sinne von Vorstellungs- und Leitbildern, die diesen „bimodalen“, da durch Text und Bild konstituierten „Interdiskurs“ prägen.

Nach einer Einführung in den Diskurs werden im ersten Kapitel zunächst die Samplebildung und Methode dargelegt. Die Studie basiert auf einem breiten Materialkorpus von Beiträgen und auch einigen Anzeigen der regionalen und überregionalen Tagespresse, Wochenzeitschriften und -magazinen, Eltern- und Frauenzeitschriften über mehrere Jahre (Kern: ca. 2009-2012). Sie gliedert sich in zwei Teile, die eng miteinander verzahnt sind, der detaillierten Analyse ausgewählter Beiträge und einer systematischen Analyse des gesamten Korpus nach vier Dimensionen. Während sich die Materialauswahl gut nachvollziehen lässt, bleibt die Vorstellung des methodischen Vorgehens gerade für den zweiten Teil der Analyse (Kap. 3) recht allgemein, der Verfasser bezieht sich lediglich auf die qualitative Sozialforschung (S. 36) und Diskursanalyse (z. B. S. 49). Hier hätte man sich eine transparentere Erläuterung des Vorgehens gewünscht. Dies umso mehr, als der theoretische Ansatz der Studie, wie der Autor selbst in Rekurs auf Hans Blumenbergs Metaphorologie schreibt, doch gerade der Anschauung bedarf: Das Loch des Möbiusbandes als „reflexiven Ausgangspunkt“ für eine Unter-

suchung der „Un-Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Bild-Text-Diskurs“ der Medien zu nehmen, gehört nicht gerade zu den verbreiteten Ansätzen in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Das Möbiusband als Metapher und Symbol dient dem Autor als „Leitbild“ einer dialektischen Phänomenologie, die „die Wechselwirkungen zwischen den Dimensionen und den Dynamiken“ des Diskurses ins Zentrum rücken und reflektieren will (S. 39). Es soll der Anschauung von Differenzen im Diskurs dienen, die aus der Analyse und Reflexion entwickelt werden. Die mit dem Möbiusband verbundenen Bilder, z. B. des Lochs, der Endlosschleife und der fließenden Dynamik, die mit Assoziationen an eine Doppelhelix verknüpft werden, erscheinen nicht nur als heuristische Mittel, sie erzeugen doch gleichermaßen neue komplexe Assoziationen. Und ebenso stellt sich die Frage, ob wirklich alle Begriffe axial angelegt und in zweidimensionale Differenzschemata gebracht werden können.

Dass der offene und strukturierende methodische Ansatz ertragreich ist, zeigt sich in der empirischen Studie. Kapitel 2 ist der Analyse des Bild-Text-Diskurses über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in vier ausgewählten Titelgeschichten und Specials (*Spiegel*, *FAS* und *Zeit*) sowie einer Serie in *Eltern* gewidmet. Die Analyse der komplexen und umfangreichen Beiträge aus dem Zeitraum 2006 bis 2011 bedient sich dabei einer Vielzahl methodischer Ansätze, analysiert Argumentationen, Topoi und Metaphern, nutzt zur Bilderschließung beispielsweise den Facism-Index, Form- und ikonografische Analyse und behält schließlich die innertextlichen und bildlichen Beziehungen im Blick. Mit Hilfe dieses breiten Instrumentariums arbeitet Florian Kreuzer ideologische Vorstellungen, Leitbilder bzw. „Images“ im Diskurs erkenntnisreich und überzeugend heraus. Sie reichen von neoliberalen und utilitaristischen bis hin zu gesellschaftskritischen Positionen und sind als „prototypische Inszenierungen“ zu begreifen (S. 19), die den Diskurs prägen. Darüber hinaus werden die erkenntnistheoretischen Annahmen der Beiträge und deren unsichtbaren Herstellungsstrategien offengelegt. Diesem Anspruch folgt der Verfasser selbst, indem er die eigene Position innerhalb des Diskurses mitreflektiert (z. B. S. 88f.).

Die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem gesamten Korpus erfolgt im darauf folgenden Kapitel aus Perspektive von vier Themenfeldern: Zum einen wird im Diskurs die berufstätige Mutter als „liminaler Doppelkörper“ sowohl im Bild als auch Text als ein zentrales Leitbild des Vereinbarkeitsdiskurses sichtbar,

während die Figur der „Karrierefrau mit Kind(ern)“ und die „Hausfrau“ eher Randfiguren darstellen. Des Weiteren wird diese Liminalität auch zeitlich durch die Fokussierung auf die Phase der Berufsrückkehr (von Frauen) zum zentralen Thema in den Medien. Zum anderen bilden der soziale und sozioökonomische Kontext der Familien(un)freundlichkeit sowie Rollenbild bzw. Rollentausch weitere Themen, wobei die „Figuren“ der alleinerziehenden Mütter, der „Neuen Väter“ und gleichberechtigter Paare als Leitbilder im Diskurs erscheinen. Man mag über die Systematisierung diskutieren können, die Analysen bieten eine umfangreiche und vielschichtige Aufarbeitung des Diskurses, die herausgearbeiteten Argumentationen sind überaus aufschlussreich. Der dominante neoliberale Diskurs steht einem kritischen, auf Gleichstellung und damit der Veränderung sozialer Strukturen ausgerichteten Gendiskurs gegenüber.

Im letzten Kapitel werden die zentralen Diskursstränge und Differenzen noch einmal vor dem Hintergrund des theoretischen Modells zueinander in Beziehung gesetzt. Das ist auch notwendig, denn angesichts der vielen Differenzlinien und Löcher (des Bandes) droht zwischenzeitlich der Überblick verloren zu gehen. Gleichzeitig liegt in diesem Ansatz eine enorme Stärke, indem er für die diskursiven Konflikte eine Form findet, die den unterschiedlichen Positionen, ihren Leit- und Vorstellungsbildern, Metaphern und Figuren Raum gibt. Und sie erweist sich in der Folge in einer großen Offenheit der Analysen von Text und Bild des (Un-)Vereinbarkeitsdiskurses. Diesem Ansatz ist ebenso eine Rezeption und Diskussion zu wünschen wie der abschließend formulierten Hypothese, das „Image“ als Vorstellungs- und Leitbild ermögliche – in Erweiterung von Luhmanns Gesellschaftstheorie – im Sinne einer Selbstwahrnehmung die (Selbst-)Beobachtung der Gesellschaft.

Die Arbeit ist insbesondere für die Gender Media Studies als auch für die an Text und Bild interessierte Diskursforschung von Belang und sei allen am Thema Interessierten empfohlen.

Elke Grittmann